

Grundelemente einer Wissenschaftstheorie (2)

Folgende Zitate stammen aus: Kathrin Ohnsorge, Christoph Rehmann-Sutter: "Menschen, die sterben möchten. Empirische Studien in der Palliativmedizin und ihre ethischen Implikationen. In: Annette Hilt/Isabella Jordan/Andreas Frewer (Hrsg.): *Endlichkeit, Medizin und Unsterblichkeit. Geschichte - Theorie - Ethik*. Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2010. S. 249-270.

Es gilt dem, was wissenschaftlich ist, in wissenschaftlichen Texten **nachzuspüren**. In wissenschaftlichen und in solchen, die sich ein bisschen über ihre Wissenschaftlichkeit **täuschen**. Im Folgenden daher einige Zitate mit meinen Kommentaren.

STERBENDEN OHNE VORANNAHMEN BEGEGNEN

„Sterbende haben in ihrer verdichteten Zeit ein Recht darauf, dass man ihnen **ohne theoretische Vorannahmen** gegenübertritt und ihnen wirklich zu begegnen bereit ist.“ S. 257

Der Satz gewinnt seine Überzeugungskraft vielleicht aus der Meinung, dass man das könnte: jemandem ohne Vorannahmen begegnen. Doch das kann man schon im außerwissenschaftlichen Alltag nicht. Aus dieser Meinung entspringt auf der einen Seite eine Unterscheidung zwischen Wissenschaft und Nichtwissenschaft: Wissenschaft = mit theoretischen Vorannahmen; Nichtwissenschaft = ohne solche; auf der anderen Seite manchmal aber auch die Vorstellung von einer besonders strengen wissenschaftlichen Methode: der, ohne theoretische Vorannahmen an etwas heranzugehen (→ siehe etwa auch die Grounded Theory).

DENK DICH IN DEN EINZELNEN MENSCHEN HINEIN!

„Eine **Vernachlässigung von wichtigen Unterschieden** hinsichtlich der Bedeutung oder der Reichweite dessen, was Patienten bei Befragungen oder in Interviews zur Sprache bringen, verundeutlicht die ethische Relevanz statistisch gut etablierter Ergebnisse.

Die gemessenen Phänomene beruhen auf individuellem Wertempfinden und persönlichen Erfahrungs- und Deutungsmustern, die sehr verschieden sein können. Die subjektive Bedeutung und der partikulare, möglicherweise variierende semantische Inhalt der diskutierten existentiellen Faktoren wie Hoffnungslosigkeit, spirituelles Wohlbefinden, soziale Beziehungen, Unterstützung und Selbstachtung **bleiben hinter den Kategorien standardisierter Fragebögen verborgen**. Dies gilt auch für ‚Konstrukte‘ die häufig als so genannte rein klinische Probleme eingeschätzt werden – Depression, krankheitsbedingte Müdigkeit oder sogar physische Belastung. Auch diese können in der Erfahrung von Patienten mit ganz [S. 259] unterschiedlichen Bedeutungen versehen sein. **Differenzierte** Informationen über das Spektrum der Wahrnehmungen und der persönlichen Bedeutungen wären nötig, die diesen Aspekten aus der subjektiven Perspektive zugeschrieben werden.“ S. 258-9

Hier geht es darum, dass Fragebogenauswertungen ungenau bleiben, weil die Kategorien, mit denen sie arbeiten (müssen), klobig und äußerlich sind. Es gibt nur einen Weg, dem zu entkommen: sich in den individuellen Menschen hineinzudenken, den man interviewt. Die gelben Markierungen in dem Zitat versuchen aufzuzeigen, wie hier **mit wissenschaftlichen Werten gegen wissenschaftliche Methoden** gekämpft wird: Wissenschaftliche Methoden (wie z.B. standardisierte Fragebögen) „vernachlässigen wichtige Unterschiede“, wichtige Informationen „bleiben [...] verborgen“. Dagegen kann man nur eines machen: endlich einmal „differenzierte Informationen“ erheben.

„DIFFERENZIERT“ UND „SYSTEMATISCH“

„Das Phänomen des ‚Sterbewunsches‘ wurde jedoch als solches hingenommen und nicht weitergehend auf seinen subjektiven Gehalt hin differenziert. Auch wurden die Aussagen der Patienten im qualitativen Interviewteil der Studie eher abgezählt und in das aufgestellte Kategoriensystem eingeordnet. Der subjektive Gehalt der gefundenen Faktoren wurde somit nicht wirklich systematisch ausgewertet, d.h. nicht interpretativ auf seinen Bedeutungsgehalt hin befragt.“ S. 259

Wir spielen dasselbe Spiel weiter: In diesem Zitat suggerieren Formulierungen wie „hingenommen“, „nicht weitergehend [...] differenziert“, „eher abgezählt“, „nicht wirklich systematisch ausgewertet und „nicht [...] befragt“ ein oberflächliches Vorgehen herkömmlicher wissenschaftlicher Untersuchungsmethoden, während in Wirklichkeit doch der Fall ist, dass man nicht alles jederzeit hinterfragen kann, weil sonst kein Wissensgebäude aufstellbar ist. Diese Sprachverwendung nascht also parasitär am wissenschaftlichen Anspruch der Exaktheit.

INFORMATIONEN VON DEN PATIENTEN SELBST

„3. Existentielle Faktoren, die als Erklärungen für den Sterbewunsch herbeigezogen werden, müssen in der Perspektive des Patienten erforscht werden. Hierzu braucht es Informationen, die von den Patienten selbst stammen.“ S. 260

Dagegen – dass man die Patienten befragt – ist im Grunde nichts einzuwenden. Das Problem liegt darin, dass man, wenn man dem Modell von Ohnsorge und Rehmann-Sutter folgt, jedes Mal zum Patienten zurückkehren muss, um ihn zu befragen. Das heißt, die vom Patienten stammenden Informationen lassen sich nicht von ihm loslösen und verallgemeinern. Wenn das so ist, **kann kein Wissen entstehen**, weil Wissen nichts anderes ist als aus seinem Entstehungskontext herausgelöste Verallgemeinerungen.

EIN REICHERES KONTEXTUELLES VERSTÄNDNIS

„Gute qualitative Forschung kann einen entscheidenden Beitrag zur Medizinethik leisten, indem sie zu einem reicheren, kontextuellen Verständnis der moralischen und sozialen Realität beiträgt, leitende normative Annahmen hinterfragt und vor allem, indem sie einen differenzierten Einblick in die Perspektive der Subjekte des moralischen Handelns liefert. Sie kann dazu beitragen, festgefahrene Formen des ethischen Denkens zu überwinden, indem sie den Betroffenen, über die sonst nur geredet wird, selbst eine Stimme gibt: Sie kann die Spannweite von Werten, Bedürfnissen und des moralischen Erlebens zur Sprache bringen. So könnte sie schließlich ansonsten verborgene Aspekte eines Handlungszusammenhangs für die ethische Reflexion zugänglich machen.“ S. 263

Es scheint hier die Meinung am Werk zu sein, dass Wissenschaft dazu da ist, ein Verständnis zu schaffen – und dass ein reicheres, kontextuelles Verständnis besser ist als ein einfaches. Aber das ist ein Irrtum: **Wissenschaft schafft Wissen, nicht Verständnis**. Und um Wissen schaffen zu können, zerlegt sie komplexe Situationen in einfache Teile. Ebenso wenig gefragt ist es, festgefahrene Formen des Denkens zu überwinden. Ziel der Wissenschaft ist es, **festgefahrene Formen des Denkens zu erzeugen** – man nennt sie „Wissen“. Den Personen, über die sonst nur geredet wird, eine Stimme zu geben, ist aus wissenschaftlicher Sicht schlecht. Denn wiederum kommt man nicht los von den konkreten, einzelnen Personen und kann Einsichten nicht zu Wissen verallgemeinern. Dass Verborgenes gesehen wird, mag ein Vorteil der von Ohnsorge und Rehmann-Sutter vertretenen phänomenologischen Methode sein, aber die Wissenschaft ist nicht auf der Suche nach Verborgenen bloß weil es verborgen ist.

NICHT ANGEWANDTE ETHIK, SONDERN PRAKTISCHE PHILOSOPHIE

„Die Bedeutung qualitativer Forschung für die Bioethik hängt dabei nicht in jedem Fall von der Repräsentativität der Erhebungen ab. Sie kann bereits in der vertieften Analyse von Einzelfällen in Form von Beispielen oder von Fallserien gegeben sein, die eine möglichst große Variationsbreite aufweisen. Die Aussagen, die in der Ethik entwickelt werden, sind keine Behauptungen empirischer Art, die für eine bestimmte Grundgesamtheit universalisierbar sein müssten, sondern es sind Versuche zu benennen, worauf es bei ethischen Entscheidungen ankommen [S. 264] könnte. Die Ethik nimmt durch ihre Vorarbeit die Verantwortung von den Handelnden nicht weg. Ihre Aufgabe ist es vielmehr, sie bei der Wahrnehmung und Klärung ihrer eigenen Verantwortung zu unterstützen. Damit haben wir Aussagen zu einem besonderen Ethikmodell getroffen, das wir kurz erläutern müssen. Ein Ethikmodell, das von einer starken Trennung zwischen Moraltheorie und ‚Anwendung‘, zwischen normativ und deskriptiv, zwischen Werten und Fakten ausgeht, kann empirische Daten nicht in den Kernbestand ihrer [sic!] Theorie integrieren, sondern weist ihnen den Status von Auswahl- und Anwendungsbedingungen theoretisch gewonnener Wertaussagen zu. Wir selbst benützen demgegenüber ein reflexives und interpretatives Ethikmodell. Wir betreiben in diesem Sinn also keine ‚angewandte Ethik‘, sondern ‚praktische Philosophie‘. ‚Interpretativ‘ bedeutet dabei, dass wir von der Annahme ausgehen, dass empirische Daten (z.B. Antworten einer Person im Interview) zur Realität nicht in einem Spiegel- oder Repräsentationsverhältnis stehen, sondern jeweils durch Verstehensprozesse vermittelt sind.“ S. 263-264

Hier scheint es den AutorInnen dann doch zu dämmern, dass sie etwas anderes als Wissenschaft betreiben: Sie suchen nach keinen Behauptungen, die universalisierbar sind. Die Merkwürdigkeit besteht darin, dass solche Texte dann aber doch in wissenschaftlichen Büchern veröffentlicht und als wissenschaftliche Publikationen aufgefasst werden. Sie wollen bei der Wahrnehmung und Klärung helfen. Wissenschaft aber hilft nicht bei der Wahrnehmung, sondern sagt, wie etwas ist, damit wir es nicht jedes Mal aufs Neue wahrnehmen müssen. Jedoch bestreiten sie jedes Repräsentationsverhältnis und sehen die Realität als durch Verstehensprozesse vermittelt an. Das bedeutet, man kann bei einer Sache nicht sagen: „So ist es!“

DREI BIS VIERFACHE HERMENEUTISCHE REFLEXION

„Es wurde darauf aufmerksam gemacht, dass dieser kritische Reflexionsprozess ein mehrfaches Interpretieren beinhaltet: Zu der einfachen hermeneutischen Situation der individuellen Interpretation der subjektiven und intersubjektiven Erfahrungswelt durch die Studienteilnehmer selbst, tritt die Interpretation dieser Deutungen durch die Forschenden hinzu (doppelte Hermeneutik). Umfasst die kritische Reflexion auch unbewusste Prozesse, versteckte Machtdynamiken und Ideologien sowie linguistische Bedingungen, die das Verstehen beeinflussen, kann man von einer drei- bzw. vierfachen hermeneutischen Reflexion sprechen.“ S. 264

Wenn sie schauen, schauen sie ganz genau hin. Bei der drei- bis vierfachen hermeneutischen Reflexion sogar so genau, dass der Wahrnehmungsprozess nicht mehr standardisierbar und folglich nicht mehr durch andere Menschen nachvollziehbar ist. Genauer ist folglich unwissenschaftlicher.

INNERHALB DER NARRATION

„Der Begriff der ‚Handlungsfähigkeit‘ basiert auf zwei Annahmen: Erstens auf der Annahme, dass der Ausdruck eines Sterbewunsches durch eine innere Logik geprägt ist. Diese kommt dadurch zustande, dass der Sterbewunsch oder sogar nur der Ausdruck des Sterbewunsches eine sinnvolle Funktion und Bedeutung innerhalb der Narration des Patienten einnimmt. Zweitens auf der Annahme, dass man etwas von dieser Logik verstehen kann, indem man Patienten intensiv und vertieft zuhört.“ S. 266

Jede einzelne Patientengeschichte ist aus ihrer eigenen inneren Logik heraus zu verstehen. Das mag von der Sache her richtig sein; aber so kommt man nicht weg vom konkreten Patienten und kann kein Wissen generieren.

ZUSAMMEN MIT DEN BETROFFENEN NACH HANDLUNGSSPIELRÄUMEN SUCHEN

„Von da aus kann **zusammen mit der oder dem Betroffenen nach der Bedeutung oder dem Sinn gesucht werden**, den ein solcher Sterbewunsch innerhalb der Narration eines Menschen haben kann. Dies impliziert, die tiefer liegenden Gründe, Ambivalenzen, Fluktuationen und Funktionen eines Sterbewunsches zu befragen. Ausgehend vom Konzept der Handlungsfähigkeit und auf der Basis des Verständnisses der Bedürfnisse der betroffenen Person kann schließlich **zusammen mit dem Betroffenen nach Handlungsmöglichkeiten** bzw. Handlungsspielräumen im Umgang mit dessen Sterbewunsch **gesucht werden**, die die Handlungsfähigkeit mit Respekt auf die Verantwortlichkeit, die Anerkennung von Grenzen und die Sorge um andere zulässt [sic!].“ S. 267

Man bleibt untrennbar mit dem einzelnen Patienten/der Patientin verhaftet: **Mit ihm/ihr gemeinsam** soll die Bedeutung seiner/ihrer Erzählungen erkundet werden; **mit ihm/ihr gemeinsam** soll nach Handlungsmöglichkeiten für ihn/sie gesucht werden. Wissen funktioniert nicht so: Man würde es von einzelnen PatientInnen gewinnen und könnte es auf alle anwenden, ohne sie erneut zu befragen. Denn dazu ist Wissen da: Dass es uns erspart, das Rad jedes Mal neu zu erfinden.

DIE PHÄNOMENOLOGISCHE VERSUCHUNG

Die phänomenologische Versuchung, die wir in diesen Zitaten beobachten konnten, besteht darin, **Wissen durch (immer neue) Beobachtung zu ersetzen**. Freilich ist Beobachtung exakter als Wissen, fällt einem doch immer durch eine (neue) Beobachtung (empirischer oder geistiger Art) auf, dass dem Wissen noch etwas fehlt. Das kann zu der Meinung führen, dass das Ziel der Wissenschaft Beobachtung sei und nicht Wissen.

Zu diesem Irrtum tragen insbesondere die wissenschaftlichen Werte bei: alles noch exakter betrachtet zu haben, es differenziert und systematisch getan zu haben und nichts unbeachtet gelassen zu haben - lassen es so erscheinen, als sei **die jedes Mal erneut unternommene Beobachtung die bessere Wissenschaft**. Man sollte deshalb immer genau beobachten **wie wissenschaftliche Schlüsselwörter** wie „differenziert“ und „systematisch“ sowie Ausdrücke, die die Genauigkeit oder Oberflächlichkeit von Erkenntnisvorgängen zum Ausdruck bringen, in einem konkreten Text **verwendet werden**.

Umgekehrt wirft diese Lektion auch ein Licht darauf, was Wissen ist. Kurz gesagt: **Wissen ist nicht das Verständnis einer komplexen Situation**. Es gäbe die phänomenologische Versuchung nicht, wenn sie nicht auf einer einfachen, allgemein geteilten Vorstellung fußen könnte. Und diese Vorstellung lautet: Um alle Erkenntnisgegenstände in der Realität exakt und richtig erkennen zu können, benötigen wir die Wissenschaft; und umso schwieriger und komplexer diese Erkenntnisgegenstände sind, desto mehr Wissenschaft benötigen wir. Die Wissenschaft aber erkennt keine komplexen Sachverhalte, sondern identifiziert jene (einfachen) Elemente in ihnen, die sich verallgemeinern lassen.

Gewiss ist auch die Gewinnung eines reicheren, kontextuellen Verständnisses einer Situation eine Aufgabe, **der sich der Mensch nicht entziehen kann**. Nur ist es **keine wissenschaftliche Aufgabe**. Am Verständnis dieser Tatsache blockiert uns jedoch, dass die Unterscheidung Wissenschaft/Nichtwissenschaft kein Drittes zwischen den beiden zulässt: Aus dem Grund muss etwas, das richtig gemacht wurde, unbedingt wissenschaftlich sein, und wenn es nicht als wissenschaftlich gelten kann, bedeutet das, dass es nicht richtig gemacht wurde (was Unsinn ist). Das ist letztlich der Grund, warum auch Ohnsorge und Rehmann-Sutter in die Wissenschaft hinein wollen (müssen): Wir können uns Wissenschaft nicht anders als perfekt vorstellen – und niemand will als fehlerhaft gelten.